KULTUR

Nie im Leben.

Caroline Wahl (30) mag weder Krimis lesen noch schauen, dafür sei sie zu sensibel. Am 4. September kommt die Verfilmung ihres Debütromans „22 Bahnen“ ins Kino. Kur zuvor, am 28. August, erscheint ihr dritter Roman „Die Assistentin“.

Hoffnungslose Fälle in der „Strafkolonie“

Der forensische Psychiater Bahman Rahnema schreibt einen Tatsachenroman: „Irre. Dramen aus der Anstalt“

VON BIRGIT ECKES

Das Buch beginnt mit einem Paukenschlag. Wie in einem Psychothriller beschreibt Dr. Bahman Rahnema den Mord an einem kleinen Mädchen aus der Sicht eines Sexualstraftäters. Der Mann ist Insasse der forensischen Abteilung einer psychiatrischen Klinik, auf einem Freigang begeht er die furchtbare Tat. Ein Psychopath, der nach reichlichem Alkoholgenuss erneut brutal zuschlägt.

Die Szene bildet den Auftakt zu einem biografisch angelegten Tatsachenroman mit dem Titel „Irre. Dramen aus der Anstalt“ (Fohrmann Verlag, Köln, 220 S., 18,90 Euro), der reale Erlebnisse des Arztes während seiner Zeit in einem Landeskrankenhaus im Rheinland zur Grundlage nimmt.

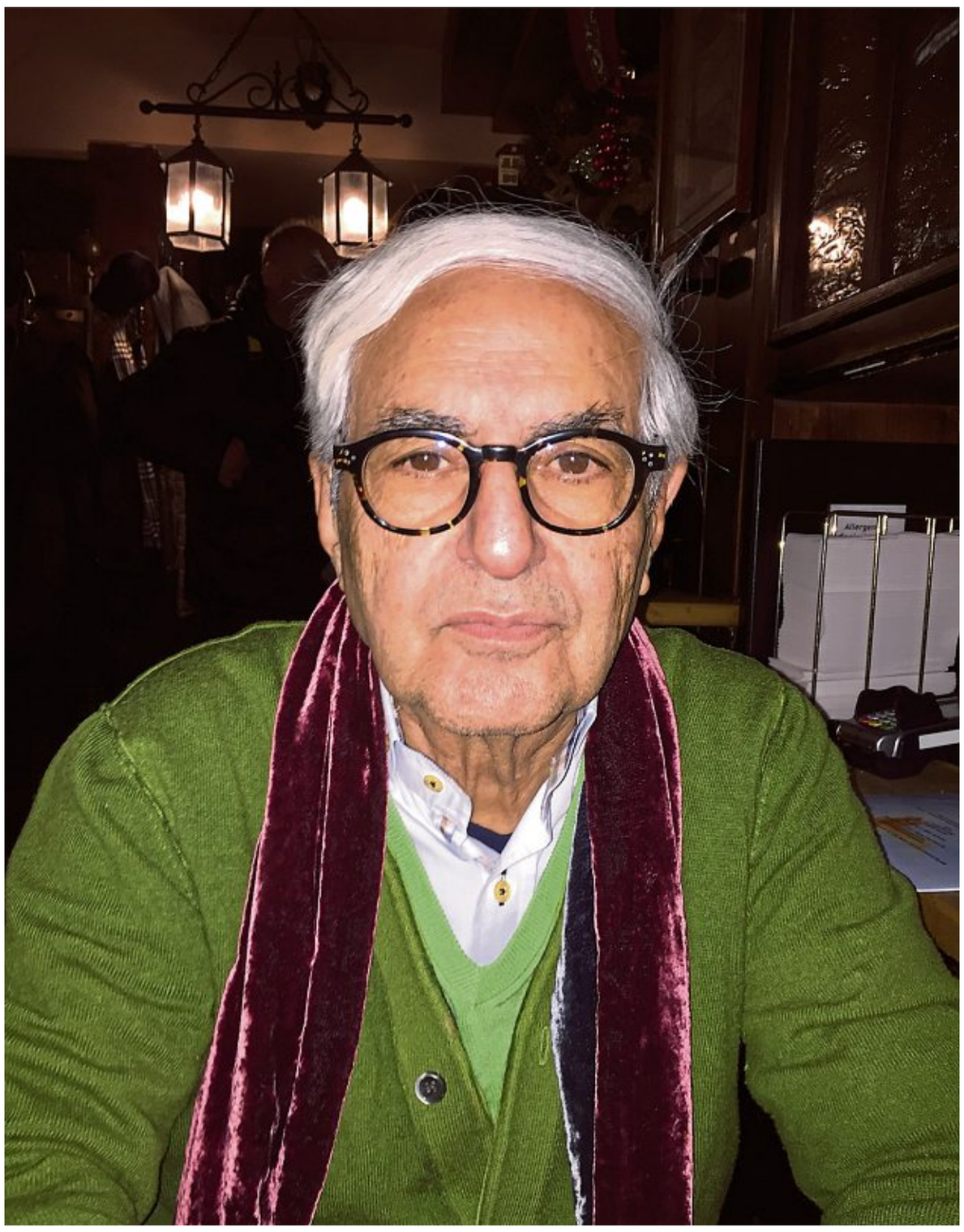
Es sind die späten 1970er und frühen 80er Jahre, die eine Umbruchphase markieren und geprägt sind von einem latenten Machtkampf in der Klinik: Hier die Alteingesessenen, die Verfechter der Verwahrungs- und Ruhigstellungsstrategie, dort die Fortschrittlichen, die die neuen Ideen der Demokratisierung und der modernen Psychotherapie durchsetzen wollen.

Schon damals herrschte Personalmangel

In diesem Umfeld bewirbt sich Rahnema als frisch von der Uni kommender Assistenzarzt. Der Mann wird gern genommen, denn es herrscht Personalmangel. Und schon bald findet er sich in der forensischen Abteilung wieder, ein Job, um den sich niemand reißt.

Die Atmosphäre in der „Strafkolonie“ ist von latenter und tatsächlicher Gewalt geprägt, die Unterbringung trostlos. Der Tag wird strukturiert von permanenten Versuchen, die immer wieder aus dem Ruder laufenden psychisch Kranken irgendwie in den Griff zu bekommen – und vom zähen Gerangel mit den Bürokraten der Klinikverwaltung.

Da wäre Omega, ein hochintelligenter, belesener Mann mit religiös-weltanschaulichen Obsessionen, der in psychotischem Zustand komplett ausrastet. Und der Wasserwerfer, der vom Zwang besessen ist, die Menschen in seinem Umfeld reinzuwaschen, der rhetorisch brillante Störenfried Krakowski oder Dagobert, der Kindermörder.



Verarbeitet seine Erlebnisse als Arzt in einer Klinik im Rheinland: Dr. Bahman Rahnema. Foto: Fohrmann Verlag

„Die Personen haben alle reale Vorbilder“, erklärt Rahnema im Gespräch mit der Rundschau. „Aber die Beschreibungen der einzelnen sind nicht eins zu eins authentisch, sondern ein Mix aus der Gedankenwelt verschiedener Patienten, verdichtet zu exemplarischen Fällen.“ Entstanden sei „eine Mischung aus Fiktion, eigener Idee und dem, worüber ich mit meinen Patienten gesprochen habe“. Das ist berührend, beängstigend und teilweise tatsächlich ziemlich komisch. Konkrete Bezüge wurden herausgenommen, um die Privatsphären zu wahren.

Warum die gewagte Konzeption? „Der Begriff ‚verrückt’ hat mich interessiert, sagt der Autor. „Was heißt das? Von der Norm abgewichen, ver-rückt. Diese Leute sind keine Idioten, keine Schwachsinnigen, zum Teil sehr intelligente Menschen, hochemotional, archaisch in ihren Reaktionen. Die dürfen alles sagen, auf alles schimpfen, die Fäkalsprache benutzen, die haben eine absolute Freiheit. Sie sagen vieles, was wir nicht sagen dürfen – eben weil sie ver-rückt sind. Ich bin sozusagen ihr Megaphon.“

Zur Person

Geboren wurde Dr. Bahman Rahnema 1947 in Teheran. Er studierte Medizin in Deutschland und absolvierte seine Facharztausbildung an einer Landesklinik mit forensischer Abteilung. Seit Mitte der 1980er Jahre war Rahnema 20 Jahre lang als Facharzt für Neurologie und Psychiatrie in Erftstadt niedergelassen, danach arbeitete er weitere Jahre bis zur Pensionierung als Psychotherapeut. Seit 2013 lebt er mit seiner Frau in der Nähe seiner Kinder und Enkel in Kalifornien. Inspiriert zum Schreiben hat ihn übrigens der berühmte Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, dessen Memoiren „Mein Leben“ er verschlungen habe, wie Rahnema sagt. (eck)

„Ich habe sehr viel kennengelernt in dieser Zeit“, fährt Rahnema fort. Aber es war eine harte Schule, stets auf dem schmalen Grat zwischen kleinen Erfolgen und monströsen Rückschlägen. „Ich glaube nicht, dass sich daran viel geändert hat.“ Der Druck von außen sei sehr groß, und die Abteilungen sind überbelegt, damals wie heute. Auch wenn die Kliniken mittlerweile nach modernem Standard geführt werden: „Pädophile und Psychopathen sind letztlich nicht behandelbar“, ist Rahnema überzeugt. „Da gibt es keine Konzepte, auch heute nicht nach meinen jetzigen Informationen. Sie dürfen einfach nicht mehr auf die Gesellschaft losgelassen werden.“

Dabei legt er wert auf entscheidende Unterschiede: „Ein Schizophrener, den kann man behandeln mit Medikamenten, und wenn die Halluzinationen und die befehlenden Stimmen verschwinden und er seine Medikamente regelmäßig nimmt und betreut ist, kann er als geheilt gelten.“ Ein Psychopath dagegen nicht.

Zwar beruhe eine Entlassung immer auf dem Zusammenspiel verschiedener Akteure, dem Gutachten des behandelnden Arztes, der Entscheidung des Amtsrichters, der Einschätzung des Vormunds. Aber am Ende sei es der Arzt, der die Hauptlast der Verantwortung trage. Und: „Es ist einfach eine furchtbare Situation, wenn jemand nach der Entlassung wieder eine schlimme Tat begeht.“

Beflügelt von den Rhythmen des Bebop

Die New Yorker Sängerin Sheila Jordan stirbt im Alter von 96 Jahren

VON AXEL HILL

New York/Köln. Das nennt man ein Leben für die Musik: Ihren letzten Live-Auftritt hatte Sheila Jordan am Valentinstag dieses Jahres, am selben Tag erschien ihr Album „Portrait Now“. Nun ist die US-amerikanische Jazz-Sängerin im Alter von 96 Jahren in New York City gestorben.

Lichtblick in einer düsteren von Alkohol geprägten Kindheit war die Entdeckung der Musik von Charlie Parker und die Entdeckung der eigenen Stimme, die ihr Leben bestimmen sollten: im Dienst des Jazz und vor allem des Bebop. Parker wurde dabei nicht nur ihre Ikone, für den seinerseits weltberühmten Musiker war sie die „Lady mit dem Millionen-Dollar-Gehör“.

Sie heiratete Parkers Pianist Duke Jordan, wurde schnell zur alleinerziehenden Mutter – und musste, um die Tochter großzuziehen, auf eine große Karriere verzichten: Bis sie 58 Jahre alt war, arbeitete sie als Sekretärin, trat bis dahin, nur wenn sie sich einen Babysitter leisten konnte, in Clubs auf.

Kurz bevor sie 60 wurde, wagte sie den Schritt zu „Vollzeit-Sängerin“. Sie nahm eine ganze Reihe von hochgelobten CDs auf, spielte mit der Jazz-Elite, tourte durch die Welt, dabei machte sie häufiger Station in Köln.

Ihre Auftritte vereinten auf bemerkenswerte Weise eine Leichtigkeit und ihre eine ungeheure Intensität. Ihren Gesang schraubte sie in höchste Höhen und relativ tief. Irgendwo zwischen dem Scat einer Ella Fitzgerald und den Improvisationen einer Meredith Monk schuf sie einen sehr eigenen Stil, der ihre Stimme wahrhaftig zu einem Instrument werden ließ – und sie als Sparringspartnerin mit Musikern auf Augenhöhe agieren lassen konnte. Den Songs aus dem American Songbook drückte sie dabei ihren ganz persönlichen Stempel auf.

Im Oktober 2021 trat Sheila Jordan noch im Alten Pfandhaus in Köln auf – mit 92 Jahren. Foto: Hyou Vielz

Die letzten Monate waren nicht leicht: Nach dem Auftritt im Februar wurde sie krank, musste versorgt werden. Allein, ihre Krankenversicherung deckte nur 100 Tage in einer Pflegeklinik ab, danach wurden nur zehn Wochenstunden für häusliche Pflege bewilligt.

Doch auch hier zeigte die Jazz-Community ihre tiefe Verehrung für eine große Künstlerin: In einer Fundraising-Kampagne kamen innerhalb weniger Tag mehr als 130.000 US-Dollar zusammen, unter den Spendern bekannte Namen wie Dee Dee Bridgewater, Don Was, Dianne Reeves oder Bugge Wesseltoft.

„Wenn wir uns nicht wieder sehen, sehen wir uns im Himmel“ verabschiedete sie sich gern bei ihren Konzerten in den letzten Jahren. Jene Gefilde sind nun um eine Jazzikone reichen. Hier unten wird eine beeindruckende Frau fehlen.

Viel angestoßen, viel angeeckt

Gemischte Bilanz nach den ersten 100 Tag von Wolfram Weimer als Staatsminister für Kultur und Medien

Berlin. Wolfram Weimer ist die ersten 100 Tage im Amt des Kulturstaatsministers im Sprint angegangen. Seit Anfang Mai hat der frühere Journalist und Verleger weitreichende Initiativen angestoßen. Der Konservative hat Großdebatten wie den Kampf gegen Antisemitismus, für Freiheit und Demokratie aufgegriffen. Und mit Breitseiten provoziert. Aber was hat Weimer bewirkt?

Der Vorsitzende des Kulturausschusses im Bundestag, Sven Lehmann, zieht eine kritische Bilanz. Er sei „medial sehr präsent, leider aber meistens als Kulturkämpfer und deutlich zu wenig als Anwalt der Kulturschaffenden“, sagte der Grünen-Politiker der „Berliner Morgenpost“. Weimer müsse jetzt „beweisen, dass er nicht nur Debatten lostreten, sondern auch liefern kann“. Denn einige von Weimers wichtigsten Vorhaben sind vorerst in der Schwebe.

Der sogenannte Plattform-Soli wäre eine Abgabe auf den Erlös von Digitalkonzernen wie Google oder Meta bei Geschäften in Europa. Weimer hat eine Größenordnung von zehn Prozent genannt. Doch äußerten sich Wirtschaftsministerin Katherina Reiche (CDU) und Unionsfraktionschef Jens Spahn (CDU) skeptisch. Eine Sorge: Bittet man die US-Konzerne zur Kasse, könnte das den Handelsstreit mit Washington verschärfen.

Die von Weimer angeregte Investitionsverpflichtung für Streamingdienste würde ebenfalls US-Anbieter wie Netflix, Apple+ oder Disney+ treffen. Sie sollen Geld in Produktionen oder Studios in Europa stecken. Weimer hat sich mit Managern der Konzerne getroffen. Konkrete Ergebnisse verkündete er danach aber zunächst nicht.

Das dritte große Medienthema ist die mögliche Übernahme der Sender ProSiebenSat.1 durch den MFE-Konzern der italienischen Unternehmerfamilie Berlusconi. Weimer äußerte früh Sorge um die journalistische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der deutschen Sender. Er will im September mit MFE-Chef Pier Silvio Berlusconi reden. Doch Berlusconi treibt unabhängig davon die Übernahme voran. Zuletzt empfahl die Spitze von ProSiebenSat.1 den Aktionären, die kürzlich nachgebesserte Offerte der Italiener anzunehmen.

Unmittelbarer schlug Weimer mit einigen Debattenbeiträgen durch – häufig in ablehnenden Kommentaren der von ihm Kritisierten: So nahm er deutsche „Weltmarken“ wie das Bauhaus gegen die AfD in Schutz. Rechtsextreme Attacken aufs Bauhaus knüpften „direkt an die Verfolgung der Bauhausträger durch die NSDAP an“, sagte er im Bundestag.

Staatsminister Wolfram Weimer.

Er bringt immer wieder Kritik vor an Eingriffen in die Freiheit der Kunst. So schrieb er in einem Beitrag für die „Süddeutsche“: „Die freiheitsfeindliche Übergriffigkeit der Linken hat in der Cancel Culture ihr aggressives Gesicht.“ Im gleichen Atemzug kritisierte er „die rechten und rechtsradikalen bis rechtsextremen Kulturkampfreflexe“.

Gegen aus seiner Sicht unschöne Sprachvarianten ging Weimer zuletzt selbst vor: Er verbannte das Gendern – also Sonderzeichen wie Binnen-I oder Sternchen für eine geschlechterneutrale Sprache – aus seiner Behörde. Dasselbe empfahl er allen mit öffentlichen Mitteln finanzierten Institutionen wie Museen, Stiftungen oder Rundfunk.

Nicht nur damit eckte Weimer an. „Das letzte Mal, dass mir jemand vorschreiben wollte, wie ich zu sprechen habe, waren es die DDR-Bonzen“, schrieb die ehemalige Bürgerrechtlerin und heutige Grünen-Politikerin Katrin Göring-Eckardt auf X. Auch sie meinte: „Es scheint, als ob sich unser Kulturstaatsminister bislang mehr mit Kulturkampf als mit Kultur beschäftigt.“

Der Deutsche Kulturrat lobte Ideen wie den Plattform-Soli und äußerte große Erwartungen an ein für den Herbst angekündigtes Gedenkstättenkonzept. Doch klingt auch Geschäftsführer Olaf Zimmermann distanziert. Er vermisst Interesse des Staatsministers an wichtigen Themen wie dem Urheberschutz gegenüber Anbietern von Künstlicher Intelligenz und der sozialen Lage von Künstlerinnen und Künstlern. „Zu all diesen wichtigen Fragen habe ich in den ersten 100 Tagen noch keine sichtbaren Bewegungen wahrgenommen“, erklärte Zimmermann auf Anfrage der dpa.

Weimer selbst blickt hingegen sehr zufrieden auf seine erste Zeit im Amt. Von großen Medien wie „Stern“ oder „Bild“ sei er zum Gewinner der ersten 100 Regierungstage gekürt worden, erklärte er auf dpa-Anfrage. Er habe Rekordetats für die Kultur erwirkt, Institutionen gestärkt und Kooperationen von Paris bis Venedig ausgebaut. Es sei ein Durchbruch in der Filmförderung gelungen, Plattform-Abgabe und Streamer-Investitionen seien initiiert, die Neuausrichtung der Deutschen Welle eingeleitet. „In den großen Kulturdebatten engagiere ich mich aktiv, vor allem in der entschlossenen Bekämpfung des Antisemitismus“, erklärte Weimer. „Gegen Identitätspolitik von links wie rechts erhebe ich meine Stimme, auch wenn das fallweise Grüne, Linke oder die AfD ärgert.“ (dpa)